Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 17

Artikel: Johann Benders Heiratsjahr [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635869

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 22. April

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Osterglaube.

Von Alfred Huggenberger.

Ich hör' ein Glöcklein läuten,
Von wannen kommt der Ton?
Frag' ich bei klugen Leuten,
Sie wissen nichts davon.

Ich hör' ein Vöglein singen
Verborgen im dunklen Hain,
Ein süßes, heimliches Klingen,
Geht wie ein Märchen mir ein.

Ein Sternlein seh' ich flimmern,
Eins unter tausenden nur,
Und kann so glückhaft schimmern
Und gräbt so goldene Spur! —

Die gläub'ge Seele will hoffen!
Hinter der Wetterwand
Sieht sie den Himmel offen
Und staunt in verheißenes Land.

Die Liebe kann nicht verderben,
Und ob ihr hart geschehn,
Sie muß über Glut und Sterben,
Ein Phönix, auferstehn.

Johann Benders Heiratsjahr.

Von Alfred Huggenberger. 2.

In den nächsten Tagen und Wochen studierte ich während der Arbeit an nichts anderem herum, als wie ich es einfädeln und auf unauffällige Weise, womöglich hinter dem Rücken meines Bruders zuweg bringen möchte, mit einem Mädchen ins Reine zu kommen, um dann plötzlich und unversehens mit einer fertigen Tatsache aufrücken zu können. Um eine schöne Uebersicht zu gewinnen, stellte ich die Namen sämtlicher Mädchen, die allenfalls in Betracht kommen konnten, sauber auf einem Papierstreifen zusammen. Am Ende der zweiten Woche hatte ich es bereits auf sechzehn gebracht; und wenn auch einige dabei waren, bei denen ich mit ziemlicher Bestimmtheit auf einen abschlägigen Bescheid rechnen mußte, so war ich doch von der Zweckmäßigkeit meiner ersten Vorbereitungen in hohem Grade überzeugt und meinte schon einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen zu sein. Fast wie jener Hausnarr, der eine Wette eingegangen hatte, hundert Schuhnägel zu fressen und der dann, nachdem er fünfundzwanzig Stück in den Mund gesteckt und ebensoviele in jede Hand genommen, die Wette bereits für gewonnen hielt.

Da wußte mir des Eigenhofers Knecht Anton eines Abends zu berichten, mein Bruder Kaspar habe sich am letzten Sonntag im Eigenhof einen Korb geholt. Er, Anton, habe selber unterm Kammerfenster gehört, wie die Meisterstochter, die Regine, vor der Haustüre zu Kaspar gesagt habe, er möge nach ungefähr zehn Jahren wiederkommen, vielleicht habe sie sich bis dahin anders besonnen.

Den Korb mochte ich dem Kaspar von Herzen gönnen. Aber es kam doch ein kleines Fieber über mich: wenn der Kaspar so draufging, durfte auch ich keine Zeit verlieren. Ich meinerseits hätte mich zwar, offen gestanden, nicht an eine der reichsten Bauerntöchter in der Gemeinde gewagt, weshalb ich die Eigenhof-Regine auch wohlweislich nicht auf meinen Zettel genommen. Aber wenn sie ihm nun doch das Jawort gegeben hätte? . . .

Am darauffolgenden Tag mußte ich beim Legler im Grund Reben hacken. Die Sonne brannte ordentlich auf den steilen Hang und die Legler-Alwine, die am Nachmittag neben mir schaffte, sagte bei jeder zehnten Rebzeile, es mache ihr warm. Einmal, während sie die eben recht ausgeschlüpften Träubchen einer Weißrebe neben mir zählte und sich dabei fast bis auf den Boden bücken mußte, kam mir plötzlich wie angeworfen der Gedanke: „Hä — — könnte es denn nicht just diese hier sein? — Und wenn ich sie gleich jetzt fragen würde? Da, in den Reben, während sie an gar nichts denkt . . .“ Ich schielte von da an während des Hackens oft verstohlen zu ihr hinüber und kam nach und nach zu dem Schluß, daß ich mich eigentlich ganz leicht an ihre Art und an ihr Aussehen gewöhnen könnte. Der scharfe Zug um ihren auffallend kleinen Mund

erinnerte zwar an den ihres Vaters, dem seine böse Zunge und sein ewig verdrießliches Wesen den Zunamen „Sauer-acher" eingetragen hatte. Aber ich redete mir allen Ernstes ein, daß es sogenannte schöne Mädchen eigentlich nur in Büchern und auf Bildern gebe, nicht aber im täglichen Leben. Bereits hatte ich mir eine kleine passende Einleitung zurechtgelegt und spornte nun mich selber noch ein letztes Mal an, indem ich mir den verständigen Spruch ins Gedächtnis rief:

Schönheit schwind't wie Wiesenblüte,
Acht allein auf Herzensgüte.

In diesem Augenblick hüpfte ein dicker Frosch vor uns auf und suchte in gemächlichen Sätzen ein ruhigeres Plätzchen zu gewinnen. Das harmlose Tier hatte aber seine Rechnung ohne die Legler-Alwine gemacht. Kaum des Frosches ansichtig geworden, stürzt sich die mit erhobener Hacke auf ihn los und läßt nicht eher von ihm ab, als bis sie die elende Kreatur jämmerlich totgeschlagen. „Du nütz'sch jo nüt," sagt sie dazu mit einem merkwürdigen Lächeln.

Ich bekenne ihr offen heraus, daß ich so etwas nicht um zehn Franken fertig gebracht hätte, abgesehen davon, daß ein Frosch gar nicht einmal schädlich sei. „Ach, das geht einem doch so während des Schaffens im gleichen hin," meint sie darauf, und ich denke im stillen: da wartest du einstweilen mit dem Fragen noch zu. Sie hat an jenem Nachmittag noch drei weitere Frösche vom Leben zum Tode befördert und dabei nicht vergessen, sich jedesmal nach vollendeter Tat mit dem gelassenen Ausspruch gewissermaßen zu rechtfertigen: „Du nütz'sch jo nüt." Das vierte Mal hab ich ihr dann auf gut deutsch meine Meinung gesagt und bin richtig von dem Tage an vom Saueracher nie mehr ums Taglöhnen gefragt worden.

Der Kaspar ging inzwischen fast jeden Sonntag auf Brautschau aus. Ich lachte heimlich ins Fäustchen darüber, daß er immer zu hoch hinaus wollte und dabei regelmäßig zwischen Stuhl und Bänke fiel. Daneben behauptete er steif und fest, er habe das Heiraten gänzlich abgeschworen. Man könnte ihm eine Millionärstochter gebunden und geknebelt in einem vierspännigen Landauer vors Haus führen, er stände nicht einmal vom Tische auf, um den Schlag zu öffnen. Aber wenn's wieder auf den Sonntagabend ging, hätte man ihn nicht mit Ketten daheim festhalten können.

Ich kam nun auch allgemach zur Einsicht, daß mein Verzeichnis mir wenig nützte, wenn ich nicht das Herz in beide Hände nahm und auf gut Glück irgendwo anklopfte. So machte ich mich denn am ersten besten Sonntagabend, es war zufällig just mein Namenstag, auf die Strümpfe und wanderte gemächlich über Buchauen und Dachbühl um den Buchberg herum nach Melchenbrunn hinüber, in der Absicht, mich beim Schuhmacher Wenk umzusehen, einem weitläufigen Verwandten von uns, dessen einzige Tochter Annette an zweiter oder dritter Stelle auf meinem Heiratszettel stand. Zu allem Glück kehrte ich noch für ein Viertelstündchen im „Schäfli" ein und erfuhr dort durch einen Bekannten, den Zimmerli von Holzachern, daß die Annette bereits versehen sei und sogar nicht einmal mehr gut zurücktun könnte. Der Zimmerli riet mir in bester Meinung, dem alten Wenk jetzt ja nicht in den Weg zu laufen, denn er sei gegenwärtig um zwei Bürgen für seinen zukünftigen Schwiegersohn in Nöten, der ohne einen Rappen Geld in Balzach eine große Sattlerei anfangen wolle. Item, ich dankte dem Zimmerli für seinen Bericht, zahlte ihm noch einen Dreier und machte mich beim Zunachten gegen die Buchenegg hinauf, um auf dem nächsten Wege über den Berg nach Hause zu kommen; denn es sah danach aus, als ob auf die Nacht ein kleines Gewitter zu erwarten wäre.

Unterhalb des Bucheneggwaldes bemerkte ich, daß ein junges Weibsbild nicht weit vor mir auf dem Wege war, das im Halbdunkel alle Augenblicke den Kopf nach mir umdrehte, und endlich, weil sie sah, daß ich sie bald einholen würde, geradewegs zu laufen anfing. Ich rief ihr nach, sie habe allenfalls nicht nötig, sich meinethalben das Herz einzurennen, ich sei weder ein Räuberhauptmann noch sonst ein Bösewicht, ich sei bloß der Bender aus Unterbuchen. Darauf ist sie richtig langsamer gegangen; nach einigem Besinnen ist sie sogar stillgestanden und hat auf mich gewartet. Ich müsse es ihr nicht übernehmen, sie habe immer so eine Angst, wenn im Dunkeln jemand hinter ihr her sei. Jetzt, da sie mich so halb und halb kenne, sei sie sogar froh, nicht allein durch den Wald gehen zu müssen. Ich versicherte ihr noch einmal nachdrücklich, daß ich wirklich weder im Guten noch im Bösen zu fürchten sei und daß ich mir eher den Daumenfinger abbeißen, als so einem grad gewachsenen jungen Ding etwas zuleid tun könnte. Denn trotz der Dunkelheit hätt' ich darauf gewettet, meine Begleiterin könne kaum einen Tag über die tausend Wochen hinaus sein.

Im Weitergehen schwatzte sie fast in einemfort, wie wenn ihr das Stillschweigen unbequem wäre. Ohne zu fragen, erfuhr ich von ihr, daß sie droben auf der Buchenegg daheim sei und daß sie sich bei ihren Verwandten in Melchenbrunn, bei Schuhmacher Wenks, verspätet habe. Natürlich ließ ich sie wissen, daß der Wenk auch noch ein wenig mein Vetter sei, zwar nur ganz weit hinaus aus der neunten Suppe einen Schnitz. Darüber lachten wir eins und waren beide der Meinung, das sei nun ein sehr lustiger Zufall. Sie berichtete dann mit einiger Besorgnis von der Annette, deren Hochzeiter sich manchmal drei, vier Wochen lang nicht blicken lasse, während es doch jetzt notwendig vorwärtsgehen sollte. Während wir aus dem Walde heraus und an dem kleinen Halden-Rebberg vorbeikamen, fing sie von der Rebarbeit an. Wie sie dieses Frühjahr hier beim Heften an die Finger gefroren und was sie für eine Herrgottsmühe habe, ihrer Schwägerin, die aus dem Oberland sei, das Rebwerk beizubringen. Vorgestern habe sie bereits schon mit dem ersten Laubwerk fertiggemacht, das Sprichwort sei nun doch wieder einmal wahr geworden:

Z' Johanni us de Rebe goh
Und die Trübli blüje loh.

Die Luft war wirklich ganz erfüllt von dem starken und süßen Duft der Rebenblüte. Ich habe diesen Duft nachher nie genießen können, ohne an jenen Abend zu denken, und wie ich mit einem großen, heimlichen Vergnügen im Herzen neben meinem neu entdeckten Bäschen den Reben entlang gegen die Bucheneggbäfe hinaufgestiegen bin.

Gottardo Segantini. **Gethsemane** (Radierung).

Gottardo Segantini (1882) ist der hochbegabte Sohn des großen Engadiner Künstlers. Er wandelt auf den Spuren seines Vaters, ist wie dieser Maler und Graphiker geworden und lebt in Maloja, dem Wohnsitz der Segantini Familie. Zürich, Darmstadt und Rom, der Kunstgewerbler Berlepsch und der Radierer Hermann Gattiker bestimmten seine Entwicklung neben dem überragenden Einfluß, den seines Vaters große Kunst auf ihn ausübte. — Die Radierung ist sein Spezialgebiet. Die obige Reproduktion des Blattes „Gethsemane" läßt die feinen Mittel seines Stichels erkennen: Die scharfen Konturen geben viel Luft und die Leisigkeit seiner Stricheltechnik schafft das Zauberische der Mondnachtstimmung. — In kalter, tragischer Einsamkeit kämpft der Heiland seinen großen Kampf und erringt er den Sieg über sich und die Welt: Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe! —

Von ungefähr ist es mir eingefallen, eine Zigarre anzustecken, denn es war eine große Neugier über mich gekommen, wie das muntere Ding wohl bei Licht aussehen möchte. Aber, wie um mich zu necken, wandte sie im kritischen Augenblick den Kopf nach der anderen Seite. Anknüpfend an ihr Sprüchlein brachte ich hierauf vor, daß heute eben mein Namenstag sei, worauf sie mir anständig gratulierte. Der ihrige sei vor acht Tagen gewesen. Er sei zwar nicht in allen Kalendern zu finden, von Rechts wegen sollte er erst im folgenden Monat sein, denn sie heiße Julia, oder Juli, wie man für gewöhnlich sage.

(Fortsetzung folgt.)